

"Die Sünde im Garten" : Freiburger Exegese vor fünfzig Jahren

Autor(en): **Haag, Herbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg**

Band (Jahr): **40 (1993)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-761385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HERBERT HAAG

«Die Sünde im Garten»

Freiburger Exegese vor fünfzig Jahren*

Dann und wann wurde ich in den letzten Wochen gefragt, ob es denn üblich sei, das 50jährige Doktorat zu begehen. Wie weit das «üblich» ist, weiß ich in der Tat nicht, wenn ich auch gelegentlich von dergleichen gehört habe.¹ Indes stellte sich für mich die Frage im Grunde gar nicht. Ich meine – das möge nicht überheblich klingen –, wir Alten stellten ein Stück persönlich erlebter Geschichte der Kirche und der Wissenschaft dar, und es sei unsere fröhliche Pflicht, die Jungen daran teilhaben zu lassen. Daß sie sich hierin mit mir einig wußte, dafür darf ich der Theologischen Fakultät *meiner* Alma Mater herzlichst danken: ihrem Dekan, Spectabilis Hermann Josef Venetz, den Kollegen und Kolleginnen besonders des Biblischen Instituts, der Dekanatsverwalterin Frau Gäumann, den Musikkünstlern Seydoux und Rezzonico und allen, die zu dieser schlichten Feier beigetragen haben und noch beitragen werden.

Wir nennen die Universität unsere Alma Mater. Sie ist unsere Mutter, der wir unser geistiges Leben und unsere unverwechselbare Persönlichkeit verdanken. In meinem Fall gilt das für Freiburg freilich mit Einschränkungen. Ich kam 1941 als Lizentiat der Philosophie und der Theologie nach Freiburg und strebte hier nur noch die Promotion an. Obwohl ich entsprechende Ausweise von angesehenen Hochschulen vorlegen konnte, stieß mein Vorhaben bei der hiesigen Fakultät zunächst auf Widerstand. Meine Ausbildung wurde als zu wenig

* Rückblick, vorgetragen an der Universität Freiburg am 4. Juni 1992 anlässlich des 50jährigen Doktorats des Verfassers. Für den Druck wurden hinweisende Anmerkungen hinzugefügt, im übrigen aber sollte der durch den Anlaß gegebene freimütige Erzählstil gewahrt bleiben.

¹ Anlässlich des 50jährigen Doktorats meines Vorgängers auf dem Luzerner Lehrstuhl, Stiftspropst F.A. Herzog, suchte ihn eine vom Dekan der Theologischen Fakultät angeführte Delegation der Universität Freiburg im Breisgau in Luzern auf (1958).

thomistisch angesehen. Aber schließlich: Ende gut, alles gut, und anfängliche Dissonanzen tragen ja oft zu einer stabileren Freundschaft bei.

Die Wahl des Doktorvaters konnte keine Frage sein. Den einzigen damals bestehenden Lehrstuhl für Altes Testament hatte seit 1928 der niederländische Dominikaner Mark-Anton *van den Oudenrijn*² inne. Ich darf daran erinnern – bei der Flüchtigkeit der Zeit mag man das vergessen –, daß es noch die Aera war, in der in Freiburg ausschließlich lateinisch doziert wurde. Othmar Keel hat dies unlängst in der Schweiz. Kirchenzeitung so umschrieben: «Die idealistisch-begriffliche Orientierung der neuscholastischen Theologie hatte es den Professoren lange gestattet, in einem vom Alltag stark abgehobenen, oft etwas hölzernen Latein zu dozieren.»³ Und er erinnert dann daran, daß es in den 60er Jahren und im Zusammenhang mit dem Konzil entscheidend der Protest der Studenten war, der zur Abschaffung des Lateins als Unterrichtssprache führte. Van den Oudenrijns Latein war freilich nicht hölzern. Es war von klassischer Schönheit und Eleganz. Er machte sich sogar ein Vergnügen daraus, seinen eigenen Namen («Altenrhein») auf lateinisch bzw. griechisch mit Paleorhœnaeus wiederzugeben. Im übrigen wurde Lebensferne mehr den Dogmatikern und Moraltheologen als den Exegeten vorgeworfen.

Den Lehrstuhl für Neues Testament hatte damals der belgische Dominikaner F.M. *Braun* inne.⁴ Als Schüler von Lagrange wollte er dessen Werk auf dem Gebiet des Neuen Testaments im Anschluß an den damaligen Stand der historisch-kritischen Forschung weiterführen. Er hatte dabei zwei Schwerpunkte. Der eine war das *Johannesevangelium* und sein Verfasser. Braun begründete die später von R. Schnackenburg übernommene These, wonach das 4. Evangelium das Werk eines Theologen sei, der die johanneische Tradition nicht nur redigierte, sondern auch sehr persönlich prägte. Brauns diesbezüglich maßgebliches Werk «Jean le théologien et son évangile dans l'Eglise ancienne» erschien freilich erst 1959, als Braun bereits Hausgeistlicher am belgischen Hof war. Zu meiner Zeit dominierte bei ihm das Thema *Kirche* und vor allem ihrer Ursprünge. Ein Jahr zuvor, 1941, war im hiesigen Universitätsverlag sein kleines Buch «Aspects nouveaux du problème de l'Eglise» erschienen. Darin weist er die Vorstellung zurück, die Ortskirchen lägen der Gesamtkirche voraus, und diese sei das Ergebnis eines erst im 3. Jh. zum Abschluß gekommenen Prozesses. Nach Braun hat Jesus eine Kirche gegründet – «l'expression *mon église* ne peut être rayé de l'évangile», argumentiert er. Diese Kirche ist «une grandeur en soi,

² Geb. 25. März 1890 in Utrecht, 1928–1958 Professor für Altes Testament an der Universität Freiburg, 1942/43 deren Rektor, gest. 15. August 1962 in Freiburg.

³ O. KEEL, Die Theologische Fakultät der Universität Freiburg i.Ue., *SKZ* 157 (1989) 715–720, hier 716.

⁴ F.M. BRAUN, geb. 2. Dezember 1893, gest. 15. August 1980, 1934–1936 ao., 1936–1950 o. Professor für Neues Testament an der Universität Freiburg.

antérieure aux groupements communautaires dispersés en tous lieux» (31). In dieser rigorosen Form wird die Position Brauns heute wohl kaum noch von einem Neutestamentler vertreten, und unter anderen hat Spectabilis Venetz die sich aufdrängenden Nuancierungen vorgenommen. «Von der Gemeinde zur Großkirche» ist in seinem Buch über die Anfänge der Kirche ein Kapitel überschrieben.⁵ Wenn dann freilich auf der gleichen Seite (171) vom Gedanken der Universalität und Solidarität die Rede ist, der von allem Anfang an da war und offenbar «zur Sache» gehörte, so reichen sich die beiden Lehrstuhlinhaber doch wieder die Hände. Kein Wunder auch, daß das Thema einen zentralen Gegenstand meines Rigorosums vom 9.7.1942 im Fach Neues Testament bildete. Professoren neigen bekanntlich zur Erwartung, daß die Kandidaten ihre jüngsten Veröffentlichungen zur Kenntnis genommen haben.

Braun widmete sein Buch «Aspects nouveaux du problème de l'Eglise» seinem Ordensbruder Marie-Joseph Lagrange, «Ecclesiae Catholicae Piissimo Filio et Defensori», wie er ihn nennt, zum 50jährigen Bestehen der Ecole Biblique in Jerusalem. Zwei Jahre später gab er seiner Verehrung für den Pionier der katholischen Bibelwissenschaft Ausdruck mit der prächtigen Biographie «L'œuvre du Père Lagrange» (Freiburg 1943). Hier legte er erstmals auch eine vollständige, 1786 Nummern umfassende Bibliographie Lagranges vor. Das Buch erschien wenige Monate vor der Enzyklika *Divino afflante Spiritu*. Braun konnte somit noch nicht auf den Einfluß eingehen, den der fünf Jahre früher, 1938, verstorbene Lagrange auf Geist und Ziel des Rundschreibens ausgeübt hatte, noch konnte er dieses als Krönung seines Lebenswerks würdigen. Dennoch läßt Braun keinen Zweifel daran, daß in seinen Augen das eigentliche «œuvre du Père Lagrange» die Durchsetzung der historisch-kritischen Methode in der katholischen Kirche war. In seinen Vorlesungen wandte er sie mit größter Selbstverständlichkeit an. Ich schrieb damals von dem Buch eine sehr ausführliche Besprechung in der Schweiz. Kirchenzeitung.⁶ Sie war weniger eine Rezension als ein Versuch, den Klerus der Schweiz mit Lagrange bekannt zu machen. Braun bedankte sich dafür mit einem sehr herzlichen Brief, der zeigt, daß er sich verstanden fühlte. «Vous avez bien vu l'essentiel», schrieb er. «Il est toujours agréable de rencontrer des lecteurs intelligents, tels que vous, qui ne cherchent pas midi à quatorze heures», was durchblicken läßt, daß es auch weniger wohlwollende Besprechungen gegeben hatte.

Nun aber zurück zum Alten Testament und zu *van den Oudenrijn*. Er war der Hochschullehrer, wie er im Buch steht, wenigstens für die damalige Zeit, der Gelehrte, der in der Wissenschaft aufging und sich in seinem Fach mit souve-

⁵ H.-J. VENETZ, *So fing es mit der Kirche an*, Zürich 1981.

⁶ *SKZ* 112 (1944) 75 ff. (drei Folgen).

rärer Sicherheit bewegte. Dazu gehört wohl auch sein leicht distanziert, wenn nicht gar abweisend wirkendes Gehaben. Daß er freilich das Menschliche nicht verachtete, nahm man schon am Zigarrenduft wahr, der einem entgegenschlug, wenn man sich seinem Zimmer näherte. Er müßte kein Niederländer gewesen sein! Vollends aber mußte man ihn an einem Studentenkommers erleben, wo er sich einer unbeschwerten Fröhlichkeit hingeben konnte, freilich immer einer geistreichen Fröhlichkeit. Wie er im Studentenmund zum Spitznamen Habakuk gekommen war, weiß ich nicht.

Aber eben: Saure Wochen, frohe Feste, und in den sauren Wochen war van den Oudenrijn der gestrenge, ja gefürchtete Lehrer. Jeder war gottgefroh, wenn er es im Examen auf ein «rite», bestenfalls auf ein «bene» brachte, mehr war kaum drin. Im Verlauf seiner dreißigjährigen Lehrtätigkeit hatte er drei Doktoranden, ich zwar der letzte, fast zwanzig Jahre vor seiner Emeritierung. Aber bei van den Oudenrijn muß man jedes Urteil stets umgehend korrigieren. Sein wissenschaftlicher Anspruch und seine philologische Akribie hatten nichts mit Weltfremdheit zu tun. Er sprach die großen europäischen Sprachen fließend, deutsch und französisch absolut perfekt. Intensiv verfolgte er das politische Geschehen. Unlängst hatten die Deutschen nicht nur seine niederländische Heimat, Belgien und Luxemburg, sondern auch Frankreich zu Boden geworfen und besetzt. «Beim Ausbruch des Krieges sagte ich, er dauert vier Jahre», erzählte er. «Jetzt behaupte ich, er dauert sechs.» Er sollte recht bekommen.

Ein Original war van den Oudenrijn auch darin, daß er in seinem Leben nie den Boden des Heiligen Landes betrat. Freilich war dies zu seiner Zeit nichts dermaßen Ungewöhnliches, nicht nur in der Bibelwissenschaft, in der Orientalistik überhaupt. Es gab führende Arabisten, die nie in ein Land arabischer Sprache gereist waren. Immerhin pflegte Lagrange von den Biblikern zu sagen: Nach Jerusalem geht man nicht zweimal, man tut es einmal oder dreimal. Das hinderte van den Oudenrijn freilich nicht, sich topographische Daten minutiös zurechtzulegen. Zum Prüfungsstoff meines Rigorosums gehörte Genesis 23, die Erzählung von Abrahams Grabkauf in Hebron. Der Examinator wollte sehr genau wissen, in welchem Verhältnis Mamre zur Machpela und diese wiederum zu Hebron liege, ob östlich oder westlich, womit er mich redlich in Verlegenheit brachte. Beim Zusammensein am Abend erzählte er ganz fröhlich, er sei auch nie dort gewesen, aber er habe sich eine Skizze gemacht und sich dabei genau orientiert.

Der Zwiespalt ging indes bei van den Oudenrijn viel tiefer. Es war letztlich der Zwiespalt zwischen der wissenschaftlichen Redlichkeit und dem Gehorsam gegenüber dem kirchlichen «Lehramt», auf den wir noch zurückkommen werden. Noch galten ja jene Dekrete der Päpstlichen Bibelkommission aus den Jahren 1906–1909, die den katholischen Exegeten zur Annahme verpflichteten, der ganze Pentateuch sei von Mose geschrieben worden. Seine Uneinheitlich-

keit durfte damit erklärt werden, daß Mose sich verschiedener Sekretäre bedient habe. Ebenso war an der Abstammung der ersten Frau vom ersten Mann festzuhalten, womit nicht nur ein historisches Verständnis der Paradieserzählung gefordert, sondern indirekt auch die Evolutionslehre verurteilt war. Für den zweiten Teil des Jesajabuches mit einem anderen Autor zu rechnen als mit dem Propheten des 8. Jahrhunderts, war ebenfalls nicht erlaubt.

Wie sollte man im Jahr 1942 noch mit solchen Weisungen umgehen, wo doch das Gegenteil hundertfach erwiesen war? Wie sollte man sich dem Lehramt unterwerfen und zugleich vor der wissenschaftlichen Welt bestehen können? Für van den Oudenrijn nahm dieser Konflikt dadurch eine besondere Schärfe an, daß er schon während seiner früheren Lehrtätigkeit am Angelicum im Rom unangenehme Erfahrungen gemacht hatte, über die er freilich nur in Andeutungen sprach. Jedenfalls fand er das «*toties quoties*», wie er es nannte, unerträglich. Er meinte damit die Verpflichtung, jedes Manuskript vor seiner Veröffentlichung der römischen Zensur vorzulegen. Van den Oudenrijn erblickte darin nicht nur eine Lähmung seiner wissenschaftlichen Arbeit, sondern auch ein Mißtrauen gegenüber seiner Person, das ihm Lust und Laune nahm, auf seinem Fachgebiet publizistisch tätig zu sein. Hier lag der Hauptgrund, warum er sich schwerpunktmäßig der Welt des Armenischen und Äthiopischen zuwandte, Disziplinen, in denen er zur maßgeblichen Autorität heranwuchs.⁷ Dies hatte freilich zur Folge, daß sein Name in biblischen Fachkreisen, gemessen an seiner singulären Kompetenz, relativ wenig bekannt blieb. Durch die Veröffentlichung, Übersetzung und Kommentierung der äthiopischen Version des *Gamalielevangeliums* und des *Pilatusmartyriums* im Jahr 1959 hat der Name van den Oudenrijn seinen festen Platz in der Erforschung der neutestamentlichen Apokryphen gefunden.⁸ Daß auch der äthiopische Text hier in Freiburg gedruckt werden konnte, ist keine Selbstverständlichkeit, und der Gelehrte dankt im Vorwort der Imprimerie Saint-Paul, «die sich der ungewohnten Setzarbeit mit löblichstem Eifer gewidmet hat».

Trotz alledem ließ van den Oudenrijn es sich nicht verdrießen, durch einige wichtige Publikationen auf seinem angestammten Fachgebiet hervorzutreten. Ich erwähne davon drei, eine harmlose und zwei heikle. Beginnen wir mit der harmlosen. Sie erschien im bedeutsamen Jahr 1942 hier in Freiburg und trägt den Titel: «*Les fouilles de Lākîš et l'étude de l'Ancien Testament*». Es war van den Oudenrijns Rektoratsrede, denn im akademischen Jahre 1942/43 war er Rector Magnificus dieser Universität, ein Amt, das er mit singulärer Würde und Kom-

⁷ Er war Mitglied der armenischen Akademie S. Lazzaro bei Venedig und verfaßte u.a. die Artikel «Armenier» (I–VI) und «Mechitharisten» in LThK³.

⁸ M.-A. VAN DEN OUDENRIJN, *Gamaliel. Äthiopische Texte zur Pilatusliteratur*, Freiburg/Schweiz 1959.

petenz wahrnahm. In der Rede geht es um die sogenannten Briefe von Lachisch. In dieser südpalästinischen Stadt wurden 1935 bei britischen Ausgrabungen beschriftete Tonscherben gefunden, 1938 von H. Torczyner ediert.⁹ Sie werfen ein Schlaglicht auf die Lage Judas am Vorabend der Eroberung Jerusalems durch die Babylonier. Sie bestätigen die biblischen Berichte, bereichern sie aber auch um bewegende Einzelzüge. In meisterhaften Strichen und doch kein Detail übersehend, ordnet van den Oudenrijn die Tonscherbenbriefe in die großen Zusammenhänge der altorientalischen und besonders der hebräischen Literatur und Philologie ein. Wie weit sie freilich ein geeigneter Gegenstand für einen *Dies academicus* waren, wieviel der an erster Stelle angeredete Bundespräsident, aber auch das übrige Auditorium davon verstand, mag dahingestellt bleiben. Es war eine wissenschaftliche, selbst für Eingeweihte sehr anspruchsvolle Fachvorlesung.

Von ganz anderem Zuschnitt ist van den Oudenrijns Monographie «*De Zonde in den Tuin*» («Die Sünde im Garten»), mit dem Untertitel «Eine exegetische Studie über Gen 2,4–3,24».¹⁰ Ich möchte sie das Paradebeispiel seines klugen, vorsichtigen und ehrlichen Umgangs mit Geschichte und Gegenwart nennen. Trotz des etwas romanhaft klingenden Titels und der zaghaft erotischen Umschlagzeichnung wurde das Buch, wohl weil niederländisch geschrieben, hierzulande kaum bekannt. Manche Fragen, die der Verfasser stellt und beantwortet, mögen uns heute als Zeitverschwendung erscheinen, etwa wie die Erschaffung der Tiere *nach* dem Menschen in Gen 2,19 sich verhalte zu Gen 1, wo die Tiere *vor* dem Menschen erschaffen werden. Die Antwort, wir hätten es mit zwei ursprünglich selbständigen, nicht in allen Einzelheiten miteinander übereinstimmenden Berichten zu tun, ist für den heutigen aufgeklärten Bibelleser eine Selbstverständlichkeit. Im damaligen Kontext aber war sie ein Bekenntnis zu der offiziell noch verbotenen Quellenscheidung im Pentateuch. Andere Frage: Woher weiß Adam nach der «Operation», in der er ja ohne Bewußtsein war, daß die Frau von ihm stammt? Ist ihm das von Gott während des Tiefschlafs geoffenbart worden? Man kann das annehmen, meint van den Oudenrijn, *muß* es aber nicht. Weiteres Problem: Aus dem Wortspiel *isch-ischab* (Mann-«Männin») scheint hervorzugehen, daß die ersten Menschen hebräisch sprachen. Nein, sagt der Verfasser, denn die Paradieserzählung ist eine *volkstümliche* Erzählung, deren Vorstellungen mit der objektiven Wirklichkeit nicht mehr zu tun haben, als wenn in Miltons Verlorenem Paradies Adam englisch spricht.

Irgendwie möchte man van den Oudenrijns Buch raffiniert nennen. So schweigt er sich schlicht über die Frage aus, ob die Aussage, die erste Frau

⁹ The Lachish Letters, London 1938.

¹⁰ Roermond 1939.

stamme vom ersten Mann, verbindlich sei. Noch galt ja das erwähnte Responsum der Päpstlichen Bibelkommission von 1909. Vorläufig muß die Feststellung genügen, die Paradieserzählung sei eine *volkstümliche* Erzählung. Das sagt im Grunde alles.

Die «Sünde im Garten» fand, wie erwähnt, im deutschen Sprachraum wenig Beachtung, um so mehr jedoch in Rom. Der Rektor des Päpstlichen Bibelinstituts, der Jesuit Augustin Bea, widmete ihr in der hauseigenen Fachzeitschrift «Biblica» eine ausführliche Besprechung.¹¹ Bea hatte eine sehr persönliche Beziehung zu van den Oudenrijns Heimat, denn er war viereinhalb Jahre, von Februar 1917 bis Sommer 1921, Professor für Altes Testament im Studienhaus der Jesuiten im niederländischen Valkenburg gewesen. Bea attestiert dem Verfasser, er erkläre «Vers für Vers, solid und gründlich, manchmal vielleicht etwas breit, die altehrwürdige Erzählung. Seine Ausführungen halten sich fern von allen Extremen und folgen einer wohlüberlegten gemäßigten mittleren Linie. Nur in wenigen Fällen wird man sich veranlaßt sehen, einen Widerspruch anzumelden, und auch da nur in sekundären Fragen.»

Dennoch erhebt Bea im Verlauf der Besprechung einen schwerwiegenden Grundsatzeinwand. Er stellt fest, der Verfasser verstehe gewisse Elemente der Erzählung im Literalsinn, für andere aber weiche er «unbedenklich» von ihm ab zugunsten einer symbolischen Deutung, ohne daß deutlich werden, nach welchem Prinzip er dies tue. Damit erwecke er beim Leser den Eindruck, «als ob es schließlich Sache des einzelnen Exegeten sei, nach eigenem Gutdünken oder nach rein äußeren Kanones bald die eine bald die andere Erklärung zu wählen». Als Beispiel, wo van den Oudenrijn «die literale Exegese als die besser begründete und der traditionellen Exegese mehr entsprechende» vorziehe, nennt Bea die Bildung der ersten Frau. Dieses Beispiel ist jedoch, wie wir sahen, schlecht gewählt. Vielmehr insistiert der Verfasser so sehr auf der gegenseitigen Bezo-genheit von Mann und Frau als dem Sinn der Erzählung, daß deren Symbolcharakter offensichtlich ist. Vor allem bei der Aussage 2,24 «Deshalb verläßt der Mann seinen Vater und seine Mutter und hängt sich an seine Frau» betont er, die Verba seien als Präsens zu übersetzen. Denn hier werde eine tägliche Erfahrung ausgesprochen, ganz abgesehen davon, daß Adam schwerlich von seinem Vater und seiner Mutter habe sprechen können. Somit geht es um eine permanente menschliche Erfahrung und nicht um ein einmaliges historisches Ereignis. Man muß bei van den Oudenrijn zwischen den Zeilen lesen können. Wer dies tut, wird seine «Sünde im Garten» nicht weniger bewundern als seinen Gamaliel.

¹¹ 25 (1944) 73–78.

Nachhaltiger jedoch als mit der Exegese der biblischen Urgeschichte dürfte der Name van den Oudenriijn mit der Auslegungsgeschichte des *Hohenliedes* verbunden bleiben. Zur alten Streitfrage Wortsinn oder allegorischer Sinn hat kürzlich Othmar Keel in seinem vorbildlichen Kommentar alles Nötige gesagt.¹² Wie man weiß, hatte die allegorische Deutung in der katholischen Kirche bis in unser Jahrhundert Heimatrecht, und wenn Thomas von Aquin sich auf seinem Sterbebett das Hohelied vom ersten bis zum letzten Wort vorlesen ließ, dann gewiß nur, weil er in der darin besungenen Liebe die Liebe Gottes und seine Liebe zu Gott ausgesprochen sah. Noch um die Mitte unseres Jahrhunderts war es nicht ganz ungefährlich, das Hohelied in seinem natürlichen Sinn zu verstehen, als eine Sammlung von Liebesliedern, die die erotische Liebe zwischen Mann und Frau preisen und als solche im alten Israel gesungen wurden.

Freilich war ausgerechnet die Freiburger Exegese hierin längst andere Wege gegangen. Schon van den Oudenrijns Vorgänger, der mährische Dominikaner Vincenz Zapletal¹³, der hier den Lehrstuhl für Altes Testament von 1893 bis 1929 innehatte, veröffentlichte 1907 im hiesigen Universitätsverlag eine Studie mit dem Titel «Das Hohelied. Kritisch und metrisch untersucht». Schon die ersten Sätze des Vorwortes zeigen, welches Geistes Kind der Verfasser war. Zapletal schreibt: «Diese Schrift ist nicht für Kinder bestimmt; das sieht jeder ein, der nur einen ganz flüchtigen Blick hineinwirft; sie ist ebensowenig für diejenigen geschrieben, welche die katholische Kirche vor der Lektüre des Hohenliedes warnt. Sie ist lediglich für reife Leute verfaßt, die das Hohelied aus irgend einem Grunde kennen sollen, und zwar für Leute, die guten Willens sind. Solchen Lesern glaube ich damit einen kleinen Dienst erwiesen zu haben.» Daß das wörtliche Verständnis aber auch in der katholischen Kirche nichts so unerhört Neues ist, zeigt Zapletal am Beispiel des spanischen Jesuiten Sanchez oder Sanctius, der 1616 einen Kommentar zum Hohenlied veröffentlichte. Zapletal schreibt: «Die katholischen Exegeten der letzten Jahrhunderte haben den Wortlaut des Hohenliedes weniger berücksichtigt. Sie hätten aber bedenken sollen, was schon der Jesuit Sanctius sagt, daß man nämlich zuerst den Wortlaut genau beachten soll.» Wenn auch der Literalsinn nur die Rinde sei, so könne man doch zum süßen Mark nur vorstoßen, wenn man zuvor an der Rinde genagt habe, meint Sanctius.

Zwar galt Zapletals Interesse vordergründig der metrischen und kritischen Untersuchung des hebräischen Hoheliedtextes. Er schickt dieser jedoch eine 60seitige Einleitung in das Hohelied voraus. Diese besteht überwiegend aus einem Vergleich von Hohelied-Aussagen mit arabischen Hochzeitsbräuchen,

¹² O. KEEL, *Das Hohelied*, Zürich 1986 (Zürcher Bibelkommentare).

¹³ Vincenz Zapletal, geb. 15. Januar 1867 in Willimau (Mähren), 1891–1893 zum Studium an der Ecole Biblique, gest. 20. Jan. 1938 in Kammelbach bei Ybbs an der Donau.

den der Verfasser mit der Feststellung beschließt: «Wenn wir das alles betrachten, so begreifen wir den Wortlaut des Hohenliedes und werden ihn nicht für unmoralisch halten. Nicht jeder Leser desselben wird zwar mit Lacordaire empfinden, daß das Hohelied einen ebenso kalt läßt wie die Nacktheit des gekreuzigten Heilandes. Aber das Hohelied soll auch nicht jeder lesen, und die katholische Kirche hat ganz recht getan, indem sie seine Lektüre einschränkte, weil die wenigsten die zu seinem Verständnis notwendigen Kenntnisse besitzen» (41 f.). Es muß heute erstaunen, wie solches unter dem Pontifikat Pius' X. und mit dem Imprimatur des Ordensgenerals Cormier und des Bischofs von Lausanne, Genf und Freiburg geschrieben werden konnte.

Zapletal war ja alles eher als ein unbeschriebenes Blatt. Vielmehr war er in den Augen der Antimodernisten das Haupt des Modernismus in Freiburg.¹⁴ Als seine Gesinnungsfreunde galten der Neutestamentler Allo und der Kirchenhistoriker Mandonnet. Kein Wunder, daß von seinen Gegnern alles unternommen wurde, um nicht nur die Übernahme des Rektorats der Universität durch Zapletal für das Studienjahr 1910/11 zu vereiteln¹⁵, sondern ihn auch von seinem Lehrstuhl zu entfernen.¹⁶ P. Barthélemy hat diese Zusammenhänge in seinem Beitrag zu der anlässlich der Hundertjahrfeier herausgegebenen Geschichte dieser Universität dargestellt.¹⁷ Wie man weiß, verstanden sich die «Modernisten» als Reformkatholiken, und das Etikett des Modernismus wurde ihnen von ihren Gegnern aufgeklebt. Daß freilich der Ursprung der diffamierenden Bezeichnung hier in Freiburg zu suchen ist, daß sie vom bayrischen Dominikaner Albert Maria Weiss stammt, Professor für Soziologie und Apologetik an dieser Fakultät von 1890 bis 1919, habe ich erst bei der Vorbereitung

¹⁴ Die von Kaspar Decurtins gegen Zapletal inszenierten Intrigen gehen auf das Jahr 1904 zurück. Mit Brief vom 3. Dezember 1905 an die Freiburger Erziehungsdirektion protestierte Zapletal gegen die Machenschaften Decurtins', den er eine «Jammergestalt» und einen «böswilligen Ignoranten» nannte (BARTHÉLEMY [Anm. 17] 94). Unter dem 11. Juli 1913 schrieb Zapletal an Ordensgeneral Cormier: «Même si vous placez ici un Ange comme professeur de l'Ancien Testament, il y aura toujours quelques réclamations, surtout de la part des gens peu intelligents et négligeant de fait l'exégèse» (Barthélemy ebd. 158).

¹⁵ Vergeblich hatte Pius X. über den General des Dominikanerordens Cormier versucht, Zapletal zu bewegen, die Wahl zum Rektor «aus Gesundheitsgründen» abzulehnen. Mit 42 von 45 Stimmen wurde dieser zum Rektor für das Studienjahr 1910/11 gewählt. Seine Rektoratsrede «Über einige Aufgaben der katholischen alttestamentlichen Exegese» (Freiburg 1910) erschien – einmalig in der Geschichte der Rektoratsreden – auch auf französisch, englisch, italienisch, spanisch, ungarisch, rumänisch und tschechisch.

¹⁶ 1912 wechselte Zapletal *de facto* an die Faculté des Lettres über (Chaire de langue et littérature sémitiques), blieb aber *de iure* Professor an der Theologischen Fakultät bis zu seiner Emeritierung 1929. Den Ruhestand verbrachte er bis zu seinem Tod 1938 in Wien. Ab WS 1913/14 hielt P. Rowan O.P. die Vorlesungen für Altes Testament.

¹⁷ Histoire de l'Université de Fribourg Suisse/Geschichte der Universität Freiburg Schweiz 1889–1989, Bd. 1: Idéologie et Fondation, Freiburg 1991.

dieses Tages gelernt. Vergessen wir nicht, daß zur gleichen Zeit Zapletals Lehrer Lagrange seine bittersten Jahre hatte.¹⁸ Die unterschiedliche Behandlung Lagranges und Zapletals durch Rom erklärt Barthélemy zum einen damit, daß Zapletal diplomatischer taktierte als Lagrange, zum anderen, daß der Ordensgeneral Cormier sich beim Papst nachdrücklicher für ihn einsetzte.

So konnte Zapletal bis zu seiner Emeritierung 1929 jeder Verurteilung entgehen. Er starb 1938 und erlebte somit das befreiende Rundschreiben *Divino afflante Spiritu* nicht mehr. Freilich scheint auch er schließlich des Kampfes müde geworden zu sein. So jedenfalls wird erklärt, warum er sich in den 20er und 30er Jahren mit einer ganzen Reihe biblischer Romane zum Wort meldete: «Jephtas Tochter», «David und Saul», «David und Bethsabe», «Mose der Gottsucher», «Mose der Volksführer», «Joseph und seine Brüder», die, wie man versteht, dann nicht mehr im hiesigen Universitätsverlag, sondern bei Schöningh in Paderborn erschienen. Sie offenbaren Zapletals Fähigkeit zu erzählen und seine Vertrautheit mit der Kulturgeschichte.

Kehren wir nach diesem Abstecher zu *van den Oudenriijn* und zum *Hohenlied* zurück. Zwar hatte Zapletal, wie wir sahen, einem natürlichen Verständnis der biblischen Liebesdichtung den Weg geebnet. Das änderte jedoch nichts daran, daß die allegorische Auslegung bis zum Rundschreiben Pius' XII. und bis in die 50er Jahre die katholische Auslegung beherrschte. Man hielt es für ungeziemend, daß der Heilige Geist «bloß» für die Liebe von Mann und Frau seine Inspiration verschwende, obwohl man gleichzeitig keine Bedenken trug, diese Liebe zum Sakrament zu erheben.

Ein Umdenken lag in der Luft. Niemand aber rechnete damit, daß dieses von dem zwar wissenschaftlich angesehenen, aber doch als eher weltfremd geltenden *van den Oudenriijn* eröffnet werden würde. Was soll ein 63jähriger Dominikaner schon von der Liebe verstehen? Doch siehe: 1953 erschien im «*Divus Thomas*», wie die heutige «*Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie*» damals hieß, aus der Feder *van den Oudenrijns* ein Artikel von mehr als zwanzig Seiten mit dem Titel «*Vom Sinne des Hohenliedes*». Parallel wurde der Beitrag von der Schweiz. Kath. Bibelbewegung (heute «*Bibelwerk*») als selbständige Schrift herausgegeben. Das Facit lautet: «Dasjenige, was – bald im eigentlich buchstäblichen Sinne, öfters aber in wechselnder Bildersprache – im Hohen Liede besungen wird, ist immer nur dieses eine: die geschlechtliche Liebe. Diese geschlechtliche Liebe aber ist eine Naturerscheinung, die in sich

¹⁸ Für gewisse Kreise genügte es damals schon, Schüler von Lagrange gewesen zu sein, um als suspekt zu gelten. In der Tat wandten sowohl Zapletal wie Allo die historisch-kritische Methode an.

selbst einen höheren Sinn trägt: einen <sensus mysticus> oder <spiritualis>. Nach diesem Dingsinn ist sie das gottgewollte Abbild der ungeschlechtlichen höheren Liebe zwischen Gott und Mensch, zwischen Schöpfer und Geschöpf.»¹⁹

Ob Vorwegnahme eines Kommentars, ob Anlaß zu einem solchen, sei dahingestellt: Jedenfalls brachte das niederländische Kommentarwerk «De Boeken van het Oude Testament» 1962 den Teilband «Het Hooglied» von van den Oudenrijn heraus. Da 1962 sein Todesjahr war, dürfen wir dieses sein letztes Werk als Vermächtnis betrachten. In der Einleitung schon erteilt er der allegorischen Auslegung eine dezidierte Absage: «Wenn man den Text des Hoheliedes liest und wieder liest, kann man sich keinen Augenblick dem Eindruck entziehen, daß der Dichter an nichts anderes dachte als an den gewöhnlichen, landläufigen Sinn seiner Worte.» Seither hat sich dieses Verständnis des Hoheliedes in der katholischen Exegese fast allgemein durchgesetzt. Van den Oudenrijn aber war, wenn ich richtig sehe, der erste, der es öffentlich vertrat.

Es war vorhin von Beas Besprechung der «Sünde im Garten» die Rede. Es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß die beiden Exegeten in einem distanzierten Verhältnis zueinander standen. Dabei waren, wie mir scheint, mehr als Taktik und Diplomatie im Spiel, wobei ich bemerken muß, daß ich auch zu Bea in einer ausgesprochenen Vertrauensbeziehung stand.²⁰ Das Prinzip van den Oudenrijns war, daß er jenen ärgerlichen Entscheidungen der Päpstlichen Bibelkommission von 1906 und 1909 zwar nie formell widersprach, sie aber auch nicht verteidigte. Er enthielt sich des Urteils, gab aber – wir sahen dies vorhin – durch deutliche Hinweise zu verstehen, wie er dachte und wo er stand. Bea aber schrieb noch 1933 ein Werk über den Pentateuch, in dem er sich mit großem Aufwand für dessen mosaische Autorschaft einsetzte.²¹ Bea erklärte mir in einem persönlichen Gespräch, er halte dies für nötig, denn in Rom müsse man den Weg der kleinen Schritte gehen, um nicht durch ein zu rasches Vorprellen alles zu gefährden. Als ich van den Oudenrijn von diesem Gespräch erzählte, erwiderte er nur: «Wenn er – Bea – das mit seinem Gewissen vereinbaren kann, so ist das seine Sache. Ich kann es nicht.»

Man würde deshalb van den Oudenrijn völlig mißverstehen, wollte man bei ihm nur von Gehorsam sprechen oder gar von Angst. Die Respektierung kirchlicher Weisungen war für ihn ein Akt innerer Loyalität. Daß diese ihm das sehr persönliche Denken und Urteilen nicht verbot, haben wir gesehen. Aber er verstand sich eben doch nicht als irgend einen Exegeten, sondern aus tiefster

¹⁹ Ausg. Divus Thomas S. 278.

²⁰ Vgl. H. HAAG, Mein Weg mit der Kirche, Zürich ²1991, 31f. 78.

²¹ A. BEA, De Pentateucho, Rom 1933.

Seele als *katholischen* Exegeten. Ich habe mein Leben lang nicht vergessen, wie er mich nach der ersten Lektüre meiner Dissertation zusammenstauchte. «Eine interessante Arbeit», sagte er kühl. «Ich empfehle Ihnen, sie in Basel oder in Zürich einzureichen. Eine katholische Dissertation ist das nicht.» Es bedurfte dann freilich keiner großen Änderungen und Ergänzungen, um die Arbeit «katholisch» zu machen. Aber man durfte nun einmal die römischen Erlasse nicht mit Stillschweigen übergehen, man mußte sich ihnen stellen.²²

Daß auch ein van den Oudenrijn dafür seinen Preis bezahlte, haben wir gesehen. Das Gespenst des Modernismus war noch immer nicht ganz tot. Zwar war die Universität Freiburg trotz ultra-konservativer Elemente innerhalb der Gründerequipe und trotz der folgenden antimodernistischen Hexenjagd relativ ungeschoren durch die Modernismuskrise hindurchgekommen. Einen Fall Touzard wie in Paris gab es damals in Freiburg nicht.²³ Wenn auch innerhalb des Lehrkörpers an Dissonanzen kein Mangel war, so erwiesen sich andererseits die Exegeten als solche, die auf der Höhe ihrer Aufgabe standen und die Zeichen der Zeit erkannten. Wenn sie sich nicht in dem Maß entfalten konnten, wie es vielleicht wünschenswert gewesen wäre, so lag dies nicht an ihnen, sondern an der Ungunst der Zeit. Freiburg darf für sich in Anspruch nehmen, seit der Gründung der Universität ununterbrochen ein herausragendes Zentrum der Bibelwissenschaft mit all ihren Zweigen und Hilfsdisziplinen gewesen zu sein. Die Verdoppelung der Vorlesungssprache, der Ausbau der Fakultät, die Zunahme der Studenten und die Errichtung des Biblischen Instituts erbrachten eine unerhörte Intensivierung an biblischer Forschung und Lehre. Die singulären Sammlungen und ihre Veröffentlichungen haben dazu beigetragen, der Freiburger Bibelwissenschaft Weltruf einzutragen und ihr ein einzigartiges Gepräge zu geben, so daß man heute förmlich von einer Freiburger Schule sprechen kann, ja muß.

Wenn ich zugleich die anderen theologischen Fächer überblicke und ihren Lehrstuhlinhabern begegne, von denen einzelne am Rande noch meine Schüler waren, wenn ich mir die Universität Freiburg von heute ansehe, dann kann ich nur feststellen: Sie ist noch die gleiche Universität, und sie ist doch eine andere Universität. Das Leben drängt unaufhaltsam voran, auch in der Theologie, und die theologische Fakultät Freiburg hat es verstanden, sich der Herausforderung zu stellen. Eine neue Generation von Studierenden ist herangewachsen, eine

²² Van den Oudenrijn wurde 1958 emeritiert. Er starb am Fest des Heimgangs Marias, dem 15. August 1962. Der Nachruf in der «Liberté» vom 16. August 1962 schließt mit den Worten: «Le décès du Père Marc-Antoine van den Oudenrijn constitue la disparition d'un grand savant, qui a été une des gloires intellectuelles de l'Ordre des dominicains et de l'Université de Fribourg.»

²³ Der brillante Sulpizianer Jules Touzard mußte 1928 seinen Lehrstuhl am Institut Catholique in Paris aufgeben (vgl. H. HAAG, ebd. 30.43).

neue Generation von Wissenschaftlern. Was Zapletal vor achtzig Jahren in seiner Rektoratsrede vom Exegeten sagte, gilt heute noch unverändert, nicht nur vom Exegeten, es gilt vom Theologen überhaupt: «In einer Person vereinigt er das Wissenschaftliche zugleich mit der Bereitschaft, der Kirche zu folgen. Und je mehr er die Kirche liebt, um so wissenschaftlicher wird er vorgehen» (9f.). Das Wort «Kirche» kann hier freilich nicht Papst und Bischöfe bedeuten, und noch weniger die römische Glaubensverwaltung. Gemeint ist vielmehr die *Communio Sanctorum*, die Gemeinschaft der Heiligen.

*Hommage aux morts,
Merci aux vivants.*

Dedicatio

anlässlich des 50jährigen Doktoratsjubiläums
von Prof. Dr. Herbert Haag am 4. Juni 1992

Lieber Herr Professor Haag,
sehr geehrte Anwesende, liebe Kolleginnen und Kollegen,

wir feiern heute ein 50jähriges Doktoratsjubiläum und sind vom Geehrten eben mit einer rechten Lektion Fakultätsgeschichte beglückt worden, für die wir ihm nur danken können. Daß jetzt bei einem so würdigen und seltenen Anlaß gerade der jüngste Dozent der Fakultät das Wort ergreifen soll – zwar auch Alttestamentler wie Herr Haag, aber was sonst? –, ist ungewöhnlich (JesSir 32,7–8) . . . und nicht nur ein Privileg. «Ich weiß nicht zu reden, ich bin noch zu jung», möchte ich mit Jeremia sagen, tröste mich aber damit, daß Sie von mir ja keine weltbewegende Prophetie erwarten, sondern laut Programm eine *dedicatio*. Und ich tröste Sie mit der Versicherung, daß die nicht allzu lange dauern sollte.

Natürlich ist es mir auch ein großes Vergnügen und eine Ehre, an Sie, lieber Herr Haag, bei diesem Festakt einige Worte richten zu können. Nach den Regeln althebräischer Erziehung darf ich dies getrost tun: Maßregeln und züchtigen werden mich allenfalls meine theologischen *Väter*, die hier recht zahlreich versammelt sind. Etwas anderes war und ist aber das Verhältnis der *Enkel* zu ihren *Großvätern* und Großmüttern: Weder sind die Großeltern für die Enkel und was sie tun und anrichten direkt verantwortlich, noch umgekehrt,